

Nr. 249 Bydgoszcz / Bromberg, 29. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7.

Brita liegt im Bett.

Die Wehen waren immer stärker geworden.

Martha Flink war gekommen und sitzt auf dem Bett zu Britas Füßen und wartet.

Es könne nicht mehr lange dauern.

Martha Flink war nicht gleich gekommen. Aber da war nicht sie, sondern da war Michael Grupin daran Schuld.

Um sieben Uhr hatte sie Axel Lundström herausgeklopft. Sie war natürlich schon längst auf und hatte sich auch gleich fertig gemacht, denn sie war darauf vorbereitet, daß sie gerufen würde.

Aber als sie dann durch die noch dunklen und nur spärlich erleuchteten Straßen ging, wurde sie durch einen Menschenknäuel aufgehalten.

Da mußte sie denn doch sehen, was los war.

Und sie sah es auch.

Da standen junge Arbeiter herum und stießen mit ihren Fußspitzen an einen menschlichen Körper, der neben dem Fußsteig lag, und machten Witze.

Es war Michael Grupin, der da lag.

Martha Flink sah ihn auch an, aber als sie sah, daß zwischen der Nase und der Oberlippe zwei ganz dünne Blutstrahlen lagen, man konnte sie wirklich kaum sehen, da ahnte sie, daß Michael Grupin nicht nur besoffen war.

„Er ist doch tot!" sagte sie und beugte sich auf ihn nieder.

Da traten die Arbeiter etwas zurück. Sie kannten Martha Flink und sie wußten, daß sie von den Dingen etwas verstand.

Martha Flink hob den Kopf Grupins etwas hoch und dann sah sie in seine Augen — sie waren gebrochen.

Martha Flink schob die Pulsschwärmer an seinem linken Arm etwas zurück — sie fühlte keinen Puls mehr.

Martha Flink öffnete seinen Mantel und schlug den Schal zurück und riß das Hemd auf und befühlte das Herz — es schlug nicht mehr.

„Er ist tot", sagte sie dann nochmals, als sie wieder aufstand.

Und da standen nun alle um den toten Michael Grupin herum und schauten auf ihn hinab, aber langsam verschwand einer nach dem andern, und auf einmal war Martha Flink allein bei ihm.

Martha Flink packte nun Grupin am Mantelkragen und schleppte ihn über den Fußsteig an die Häuserwand. Sie nahm ihm dann noch die alte Pelzmütze vom Kopf und legte sie ihm über das Gesicht. Dann ging sie zur Polizei und sagte, was sie gesehen hatte. Mehr konnte sie nicht tun. Aber das war auch schon genug.

Deshalb also hatte sich Martha Flink verspätet.

Sie hatte es Brita auch erzählt.

Brita war sehr traurig darüber gewesen, was jetzt wohl die arme Natascha dazu sagen werde.

Oh, hatte da Martha Flink gemeint, die sei sicher froh. Jetzt bekäme sie nämlich Unterstützung. Denn es stehe in einem Gesetz, das hier noch gelte, daß Frauen mit Kindern sofort eine Unterstützung bekämen, wenn ihnen der Ernährer geraubt sei. Und das sei ja jetzt der Fall. Freilich sei Michael Grupin schon lange nicht mehr der Ernährer seiner Familie gewesen, aber rein juristisch wieder doch. Und bloß das gelte. Natascha könne jetzt wirklich froh sein. Sie bekäme jetzt für jedes Kind unter vierzehn Jahren drei Rubel in der Woche. Das sei ja nicht sehr viel, man könne sich wirklich nicht viel Zucker dafür kaufen, aber es sei doch immerhin etwas. Außerdem müsse man bedenken, daß sie kein Essen mehr für ihren Mann zubereiten brauche und dadurch ja auch wieder Geld spare. Aber das Wichtigste und Angenehmste bei der ganzen Sache sei doch das, daß Natascha jetzt mehr Platz in ihrer Wohnung habe.

Martha Flink hatte auch ganz genau ausgerechnet, wieviel Natascha jetzt bekommen werde. Es seien noch vier Kinder unter vierzehn Jahren vorhanden, das seien also zwölf Rubel. Und Martha Flink hatte ebenfalls ganz genau ausgerechnet, was man für zwölf Rubel alles kaufen könne.

Auf jeden Fall hatte Martha Flink es verstanden, den traurigen Eindruck der Todesnachricht dadurch zu mildern, ja das Traurige daran überhaupt vollkommen verschwinden zu lassen und zurückzudrängen, daß sie überzeugend ausmalte und darstellte, daß Michael Grupin durch seinen Tod seiner Frau eigentlich den größten Dienst seines Lebens erwiesen habe.

Martha Flink war ein sonderbares Menschenkind.

Sie selbst war keine Zigeunerin, worauf ihr Name eigentlich deutet. Aber sie war wirklich einmal mit einem finnländischen Zigeuner verheiratet gewesen und hatte überhaupt eine sehr sonderbare Lebensgeschichte.

Sie war die Tochter eines schwedischen Siedlers aus der Lappmark und hatte ein sehr unruhiges Blut geerbt. Eines Tages — sie mochte damals fünfzehn Jahr alt gewesen sein — war sie mit einer Sippe Berglappen gezogen und blieb bei ihnen, auch als sie auf die Weiden nach Finnland hinüberwechselten. Die Lappen selbst waren mit diesem Zuwachs durchaus nicht einverstanden gewesen, sie hatten auch Angst gehabt wegen der Behörden und sie waren entschlossen, das Mädchen, das sich allerdings sehr geschickt in allen Dingen des Alltags erwies, wieder dort abzuliefern, wo es zu ihnen gestoßen war. Aber Martha Flink machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. In Finnland kreuzten sie einmal den Weg von Zigeunern, die Lappen handelten auf das freundschaftlichste mit ihnen, und während des kurzen Aufenthalts hatte Martha Flink mehr Gefallen an dem Wohnen in einem Wagen als in dem Lappenzelt gefunden. Sie blieb jetzt bei den Zigeunern. Mit diesen zog sie herum, sie war bis nach Rumänien gekommen, und schließlich wurde sie sogar, was eigentlich

Zigeunern gar nicht erlaubt ist, woran sie sich aber schon lange nicht mehr so streng hallen, von Aleksi Flink geheiratet. Aleksi Flink hatte sich dann sogar in Helsingfors seßhaft gemacht, hatte Häuser dort, aber auch in Petersburg und Petrosavodsk, er war einer der ersten, die in Petersburg mit einem Automobil herumgefahren waren, aber seit dem Kriege hatte Martha Flink nichts mehr von ihm gehört. Während der Revolution war sie in Petrosavodsk, und als sie sah, daß sie jetzt wieder eine arme Frau war, ließ sie sich damit begnügen und verdiente ihr Brot nun in ihrem Alter wieder mit Beerenpflücken und mit allen möglichen Arbeiten. Bei Geburten war sie sehr geschickt und sehr gut zu gebrauchen und sie hatte auch noch bis vor einigen Jahren sehr viel zu tun gehabt. Aber nachdem das neue Krankenhaus eingerichtet worden war und nachdem verschiedene Verordnungen des Gesundheitskommissariats erschienen waren, nahm ihr Verdienst immer mehr ab.

Es ist schwer zu sagen, warum Brita gerade diese alte Frau bei sich haben wollte, wo sie doch Schwestern vom Krankenhaus hätte bekommen können, die schon bei ihrem Eintreten einen frischen Duft, nicht nur einen Duft von Karbol, nein, sondern wirklich einen frischen Duft, den Duft der Jugend und den Duft eines frohen Optimismus verbreitet hätten. Denn solche russischen Schwestern gab es tatsächlich in Petrosavodsk. Es waren meistens Töchter privilegierter Genossen.

Was aber war denn an Martha Flink so Besonderes? Es war eine alte, verhutzelte Frau, deren schwarzgrün schillerndes Kleid mit bunten Flicken besetzt war und die, da konnte man jetzt mit der Nase schnuppern wie man wollte, überhaupt keinen Duft, allerdings auch keinen schlechten Geruch verbreitete. Denn in dieser Beziehung war Martha Flink wirklich einwandfrei: sie hielt sehr viel auf Sauberkeit. Das war wahrscheinlich noch ein Erbe ihrer schwedischen Abstammung.

Ein schöner und genußreicher Anblick war also diese Martha Flink durchaus nicht mit ihrer gekrümmten Gestalt. Es sei denn, daß man die Augen schön nennen wollte. Sie waren blaugrau und blickten sehr scharf, sehr wissend, aber auch sehr gütig in die Welt.

Es war wirklich ein gütiges Menschenkind, diese Martha Flink. Brita hatte schon verschiedenes erzählen hören, wie Martha Flink vor dem Kriege zu Weihnachten immer große Pakete in die Krankenhäuser und in die Gefängnisse geschickt hat, besonders in die Gefängnisse. Vielleicht hat sie in ihren jungen Jahren selbst einmal im Gefängnis gesessen, das bleibt ja bei einem solchen Leben nicht aus, aber darüber spricht Martha Flink nicht.

Alle diese Eigenschaften zusammen mögen vielleicht der Anlaß gewesen sein, warum Brita so versessen auf Martha Flink war.

Die beiden sprachen Schwedisch zusammen. Das mag nun auch zu dem Entschluß Britas beigetragen haben, denn wer spricht denn hier Schwedisch in Petrosavodsk? Nur die Silvings, sonst niemand.

„Es ist merkwürdig", sagt Martha Flink, „wie schwer die Stadtfrauen ihre Kinder kriegen. Ich selbst bin ja ohne Kinder geblieben, aber wenn ich daran denke, was meine Mutter darüber erzählt hat, wir waren neun, dann muß ich mich nur wundern. Und wenn ich dann daran denke, in welcher Umgebung ich geboren bin, dann erst recht. Mein Vater hatte mehrmals gesiedelt gehabt, aber immer ohne Erfolg. Schließlich fand er eine Stelle in der Gegend von Arvidsjaur und ließ sich dort mit seiner Familie nieder. Die Stelle war zu Füßen eines hohen Schneefjälls gelegen, der Boden bestand aus lauter Steinen, es gab fast keinen Humus. Dafür gab es unzählige Fliegen, die einem das Leben sauer machten. Wenn sie umherflogen, meinte man, nun zöge ein Nebel herauf. Bis zu der Kirche, zu der wir gehörten, waren es sechzig Kilometer und auf dem Wege dorthin war niemals ein einziger Mensch zu treffen, noch nicht einmal ein Wanderer, der sich dorthin verirrt hätte. Im Sommer konnte man, wenn man wirklich einmal zur Kirche wollte, wir mußten uns da natürlich immer auf einige Tage Fahrt einrichten, oft nicht vorwärts kommen wegen des Sturmes, und im Winter brachte man die Pferde nicht durch den Schnee und nicht über die Seen, weil auf dem Eise zuviel Wasser stand. Diese Einsamkeit war eine richtige Hölle für meine Mutter mit ihren kleinen Kindern. Und das Schlimmste daran war, daß mein Vater während des Winters meistens nicht zu Hause war. Das wenige, was wir in den kurzen Sommermonaten zusammenscharren konnten zum Tausch, führte er zu Beginn des Winters mit den Renntieren hinunter in die bewohnten Gegenden. Dafür sollte er dann Salz und Getreide heimbringen. Aber wie es so geht — wenn mein Vater nur einmal aus dem Hause war, dann kam er so schnell nicht wieder zurück. Da traf er hier einen guten Freund und traf dort einen und da wurde er die Reihe herum eingeladen und er hatte es natürlich sehr schwer, sich von diesen gastfreundlichen Menschen an der Küste zu trennen. Was hätte ihn denn auch zu Hause erwartet? Nur Not und Einsamkeit. So kam es, daß meine Mutter in den Wintermonaten meistens allein war. Es gab niemanden, mit dem sie hätte sprechen können, wohin man blickte und wohin man hörte, war Nebel und Schweigen. Nur manchmal wurde diese dunkle Stille von dem Heulen der Wölfe unterbrochen. Und in dieser Einsamkeit mußte meine Mutter die Kinder, das Vieh und den Haushalt warten und alles machen, was es zu tun gab. Wenn also auch dieses Leben durchaus nicht beneidenswert war —"

„Aber ihr traft doch hier und da Landsleute, wenigstens beim Kirchgang oder bei den Märkten?"

„Natürlich taten wir das und das waren für uns festliche Zeiten schon wochenlang vorher, da suchten wir uns so schön zu machen wie nur möglich, und wir waren voller Erwartung und Spannung, wen wir alles sehen würden, es war dann eigentlich immer so wie vor Weihnachten —"

„— ihr habt doch gewußt, daß diese Märkte in [illegible] zu bestimmten Zeiten des Jahres stattfinden und auch stattfinden werden, daß der Pfarrer zur Visitation kommen und daß Gerichtstag gehalten wird, ihr konntet euch doch darauf verlassen?"

„Natürlich konnten wir uns darauf verlassen, genau wie darauf, daß im Frühling das Eis schmilzt."

Martha Flink schaut auf Brita. Ihr Gesicht ist ganz in Schweiß gebadet, die Haare kleben beinahe an der Stirn, die Lippen sind aufeinandergepreßt.

„Sprich weiter, Martha!"

„Ja, ich wollte sagen, wenn es auch ein hartes Leben war, so müssen die Stadtfrauen in aller ihrer Wohlhabenheit und in all ihrem Luxus eigentlich doch neidisch sein auf solche Frauen wie meine Mutter, denn wenn auch die Arbeit hart von der Hand geht, so geht das Gebären [illegible] so leichter. Wir waren von jener Stelle weggezogen, es war auf die Dauer doch zu einsam und zu karg. Wir zogen weiter nach Norden und ließen uns neben einem anderen Siedler nieder. Hier ernährten wir sich mit Fischen und mit Leimkochen und mit Viehzucht. Wir hatten nicht viel Grund und Boden und das Futter war rar. Meine Mutter mußte mit der Sichel oder auch mit den bloßen Händen die Grashalme sammeln, die andere übrig gelassen hatten, oder mit der Sense an beinahe unzugänglichen und unfruchtbaren Hängen die Kräuter herunterholen, um die sich sonst niemand kümmerte. Aber so konnte sie auch zwei Kühe und einige Geißen und einige Schafe füttern. Das Heu, das sie im Sommer geborgen hatte, mußte sie im Winter selbst heimziehen. Alles mußte sie machen — auch das Holz mußte sie heimschleppen und das Fischwasser mußte sie hegen. Die Kleinen waren natürlich den ganzen Tag zu Hause, und damit sie nichts anstellten, band sie meine Mutter in verschiedenen Ecken fest. Eines Abends kam sie wieder heim, sie hatte Birkenreis gehauen und heimgezogen, denn Birkenreis kann man im Notfall auch als Futter für das Vieh verwenden. Sie hatte die Kinder ins Bett gebracht und ging auch gleich ins Bett, aber kaum hatte sie sich gelegt, da begann sie auch schon zu klagen. Sie weckte das älteste wieder und schickte es zu dem Siedler nebenan, und der kam auch gleich herüber und blies das Feuer wieder an, aber bevor er richtig fertig war damit, hatte meine Mutter auch schon geboren gehabt, da war ich schon da. So leicht haben auch die anderen Frauen in jener Gegend geboren."

(Fortsetzung folgt.)

Die ferne Stadt.

Skizze von Theodor Heinz Köhler.

Der Vater war Tagelöhner und ein wortkarger Mann. Aber einmal — und das vergaß der kleine Martin nie — fragte er, als er zu später Stunde noch auf den Acker hinausmußte, um ein Gerät zuzudecken, ob Martin mitgehen wolle. Es hatte gerade Quark gegeben, und der Kleine sah den Vater an mit einem bekleckerten, weiß-verkrusteten Gesicht, dann nickte er, und im stillen wunderte er sich. Er trippelte dann neben dem Vater her und versuchte, mit ihm Schritt zu halten.

Sie kamen bei Neuberts vorbei, es brannte Licht da, und aus der Schenke klang Gelächter und Gläsergeklirr. Martin fürchtete, als der Vater den Kopf leicht hinüberwandte, daß er nun heimgeschickt werde, denn Vater trank sehr gern. Aber sie gingen vorbei. Der Lärm blieb zurück, die Nacht war über den beiden und das Rauschen finsterer Eichen, und dann schälte sich aus der Finsternis das Herrenhaus. Der Vater wollte den schmalen Weg gehen, der um das Gehöft herumführte, aber Martin fragte, ihn leicht an der Jacke zupfend, ob er zuvor die Pferde sehen dürfe. Er hatte das mit leiser, schüchterner Stimme gewünscht, indes er schon gewußt, daß der Vater brummig abschlagen würde. Den ganzen Tag hatte der Vater seine Plage mit den Pferden. Aber er hatte sie trotzdem gern, seine Pferde, lieber als das ganze Erbgericht zusammen, und darum sagte er jetzt nicht nein, sondern bog nach rechts ab, und sie schritten unter dem hohen, gewölbten Tor hindurch.

Der Hof tat sich vor ihnen auf. Ihre Schritte hallten wider. Sie traten in den Pferdestall ein. Scharfe, bissige Luft schlug ihnen entgegen, aber auch eine schöne, einlullende Wärme. Vater knipste Licht an, und nun zeigten sich im milden, gedämpften Licht die in ihren Ständen harrenden Tiere mit den braun-glänzenden Fellen. Sie zupften Heu aus den Raufen, und nun, als die zwei näher kamen, wandte da und dort ein Pferd seinen großen Kopf herum, daß die Ketten leise klirrten, und sah fragend den Kutscher und auch den Kleinen an. Vom Vater hochgehoben, sah der Junge eine breit im Stroh liegende Stute und daneben etwas Braunes, Feuchtes, das sich jetzt bewegte, ungelenk hochsprang und nun mit unförmigen Gliedern, den viel zu langen Beinen, dem riesigen Kopf, sich schnuppernd dem Gitter der Boxe näherte. Es hatte zwei große, warme, braune Augen, die den Kleinen ansahen, und es war ihm, als wären sie traurig. Der Kopf mit den hervorstehenden Knochen und den großen schattigen Augen erschien ihm später zu vielen Zeiten, obwohl er manches andere Fohlen gesehen hatte.

„Der Peter!" sagte der Vater. Aber als Martin seine eine Hand durchs Gitter strecken wollte, warf das Fohlen den Kopf hoch und wich zurück. Da gingen sie.

Als sie den Berg hinanstiegen, nach vorn gebeugt, und während der Wind über die Höhe kam und sie ansprang, sagte Martin, daß er Kutscher werden wolle, nichts anderes als das, mit jungen, lebendigen Pferden, es gäbe nichts Besseres.

Am Queckenhaufen hieß der Vater den Jungen warten, er verlor sich hinter dem Kleinen in der Dunkelheit. So allein gelassen, stapfte Martin auf und ab, trat manchmal fest auf, damit er keine kalten Füße bekäme. Plötzlich blieb er in der Mitte des Weges stehen und sah hinab in die Ebene. Im Tal war es stockfinster gewesen, aber hier lichtete sich die Nacht, ja, nach Westen hin gewahrte der Junge unter einem hellen Schein eine Menge kleiner, leuchtender Pünktchen; bald in Trüppchen beisammen, bald verstreut winkten sie in unaufhörlich pulsendem Leben herüber. Er starrte sie an, die Gedanken in seinem Hirn purzelten durcheinander.

Er war schon oft auf die Straße getreten in warmen Sommernächten, in denen es nicht dunkeln will. Da, wo die Sonne in die Wiesen gesunken war, stand ein goldgelber Schimmer. Und den hatte er angestaunt mit großen, verwunderten Augen. Er hatte sich auch zu Nachtzeiten aus dem Fenster gelehnt und die unzähligen flimmernden Sterne, die sich am Himmel versammelt hatten, gesehen. Auch der Mond, der dann und wann bleiche Flecken in die Schlafkammer legte, war ihm nicht unbekannt. Aber noch niemals hatte er auf der Erde, also den Menschen zugehörig, solche flimmernden, pulsenden, lockenden Punkte gesehen wie jetzt in der Ferne.

Er stand und vergaß das Auf- und Abgehen, ja, er dachte nicht mehr an den Vater, der irgendwo hinter ihm in der Dunkelheit sein mußte, gleich gar nicht an das dämmrige Arbeiterhaus in der Tiefe des Tales, wo die Mutter wartete. Er sah nur die fernen, lebenerfüllten Lichter, und sie drangen in sein dumpfes Innere, wie zuvor die glitzernden Glasscherben aus dem Bach es taten, und sie gaben dort Helligkeit und Glanz für viele Träume.

Anfangs war er erschrocken, dann aber löste es sich in ihm. Eine verwunschene Heiterkeit begann in ihm aufzusteigen, eine warme Freude und ein heißeres Verlangen. Das Märchen fiel ihm wieder ein, die goldenen Säle, das leuchtende Schloß in der Nacht, dort, wo alle Menschen lachen, wo sie Wein trinken, der nicht trunken macht . . . Er sah das Märchen nun in der Ferne.

Eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter, und er wandte sich erschrocken um. „Vater", sagte er verwirrt, „was sind das für Lichter da?" Und er zeigte nach ihnen.

„Die Stadt", brummte der Vater und schritt den Weg hinab. Er sagte lauter: „Und komm! Es ist spät."

Da riß sich Martin, noch in der Mitte des Weges stehend, los und rannte hinab in die Dunkelheit. Sie schwiegen. Das Märchen war weg, ausgelöscht. Die Gedanken kamen, regten sich, Fragen mit ihnen, die Antwort haben wollten. Aber wer sollte sie geben? Vater war ein schweigsamer Mann.

„Geh ins Bett endlich!" sagte die Mutter, als er mit Vater heimkam. Er lag lange, lange wach und sehnte sich nach dem Märchen, nach der fernen, lichten Stadt . . .

Wer bietet . . .?

Mikrophon und Lautsprecher erleichtern die Versteigerung.

Gemüse und Obst sollen versteigert werden. Die Halle, in der diese Versteigerung stattfindet, ist groß und fast wie ein Schulsaal eingerichtet, mit Bankreihen nach hinten ansteigend für die bietenden Kleinhändler und einem Podium für den Auktionator. Zwischen dem Pult des Auktionators und der Bietertribüne rollen unaufhörlich kleine und große Wagen, Karren, Handwagen usw. vorbei. Täglich werden so 150 bis 250 Wagenladungen mit Gemüse udn Obst versteigert. Der Auktionator gibt Art und Menge der Ware an. Die Händler bieten nach einem sinnreichen elektrischen Tafelsystem ihren Kaufpreis, und so erfolgt die Versteigerung einer Wagenladung in ein bis zwei Minuten.

Um den Lärm, der bei dem Vorbeirollen der Ware notwendigerweise entstehen muß, zu übertönen, wurden Lautsprecher im Gebälk angebracht, die von einem schalldicht im Pult des Auktionators eingebauten Mikrophon aus besprochen werden. Vom Mikrophon zum Mund des Sprecher führt ein gebogenes Sprachrohr, so daß nur die unmittelbar in dieses Rohr hineingesprochenen Worte dem Mikrophon zugänglich sind und das gesamte Störgeräusch der Halle ferngehalten wird. So übertönen die beiden Lautsprecher im Gebälk den Lärm der Unterhaltung auf den Tribünen und das Rollen der Wagenladungen. Sie geben über einen 2 Watt-Verstärker die Sprache klar und deutlich wieder.

Seit Einbau dieser Anlage, die von der landwirtschaftlichen Genossenschaft Roisdorf bei Köln für die Versteigerung bestellt wurde, geht die Abwicklung des Versteigerungsvorgangs zum Vorteil aller flott und reibungslos vor sich. Ein einfaches Hilfsmittel ist durch diese Telefunken-Spezialanlage zur klaren Verständigung geschaffen worden. Mikrophon und Lautsprecher sind wie an vielen anderen Stellen wiederum die Helfer zur Überbrückung unvermeidlichen und doch störenden Lärms geworden. „Wer bietet . . . ?" so klingt die Stimme aus dem Lautsprecher. Ein Druck auf ein Knöpfchen, ein wandernder Zeiger auf der Preisskala steht fest. Das Leuchtschild des bietenden Händlers flammt auf. Ein Blick auf die elektrische Tafel überzeugt den Auktionator. Wieder sind einige Zentner Gemüse verkauft. Der Mann am Mikrophon braucht seine Stimme nicht zu überanstrengen. Die Händler auf der Tribüne werden durch Lärm nicht abgelenkt. Der Lautsprecher sagt es ihnen klar und vernehmlich. „Wer bietet . . . . ?"

Eine Frau entdeckt Nicolo Paganini.

Historische Skizze von **Otto Rombach.**

Der Traum, entdeckt zu werden, ging bei dem Geiger Paganini, den man später den Hexenmeister der Violine nannte, auf eine wunderliche Weise in Erfüllung.

Seine Kammer lag in einem jener Hinterhöfe Roms, in denen nachts der schwere Atem der Gärten lastet. Dort stand er oft am Fenster, ein Musikstudent, der sich mit Stundengeben hungernd durchschlug, und geigte seine Not mit aller Süßigkeit der Sehnsucht und mit den schrillen Dissonanzen der Verzweiflung in die Nacht hinaus.

Die Gärten Roms sind immer mit Musik erfüllt, von Lautenspiel und zarten Mädchenliedern, von Liebes-Arien, Mandolinen und vom Schlag der Vögel, die in den Büschen nisten oder im kleinen Vogelbauer vor den Fenstern hängen. Der scheue, hagere junge Geiger aus Genua, der linkisch und mit den Blicken immer auf dem Pflaster durch die große Stadt schlich, war nur e i n e r von den vielen Musikanten, die mit Instrumenten und Geigenkästen durch die Straßen laufen. Wer ahnte von den Lauschern in den Gärten, was sein Spiel bedeutete? Daß ihm die heiße Gier des Hungers und flammende Verzweiflung den Fiedelbogen führten, daß es Erschöpfung war, wenn er mit einem Weinen, das sein eigenes Weinen war, die Saiten zittern und schluchzen ließ, um sie ekstatisch wieder in einen trillerreichen Wirbel zu versetzen, der abbrach wie mit einem Schrei?! . . .

Dann lag der Geiger wie gelähmt auf seiner Bettstatt, hohlwangig und mit fieberheißen Augen, fahl, krank, ein Leidender den niemand tröstete, ein Hungernder, dem niemand Brot gab.

Als der Padrone zwei Männer zu ihm führte, die ihn sprechen wollten, als eine Dame fragte: „Ihr seid der Geiger, den ich abends immer höre?" und als sie sagte, er solle im größten Saal Roms anstelle eines Geigers spielen, der sie im Stich gelassen habe, lachte er verzweifelt auf: „Das kann nicht wahr sein. Nein! Das kann nicht wahr sein!" . . . Wie eine narrende Erscheinung, wie ein Spuk war dieses Glück, ein Wahnbild seiner Träume, ein Wunschgedanke, der ihn nachts mit Schweiß erwachen ließ! —

Jetzt war es Wirklichkeit geworden!

Nur ein paar Häuser weiter wohnte diese Dame, eine Sängerin, die nach Rom gekommen war, um ein Konzert zu geben. Der Geigenkünstler, der die Veranstaltung mit ihr bestreiten wollte, hatte abgesagt. Da hörte sie den Geiger aus dem Hinterhof, sein Jubeln und sein Weinen, seine nie gehörten Melodien und Kadenzen. Und nun kam sie zu ihm, tastete auf dunklen Treppen in die kahle Kammer jenes Geigers, der sie bezaubert hatte, an den sie glaubte, den sie, die Sängerin der großen Oper, in den Konzertsaal führte. —

Ungelenk und ängstlich, argwöhnisch vor der Flut des Lichtes, das den Saal erfüllte, und befangen vor der Menge, die Kopf an Kopf saß, trat er mit seiner Geige auf das Podium. Er hörte ein Gekicher, das durch die Reihen lief und gegen ihn heranschwoll . . . Man lachte über Paganini, weil sein Samtrock ihm faltig um die Schulter hing. Man lachte, weil er dürr und hager in seinen Hosen steckte. Über seine Nase lachte man und über seinen Blick. Der Spott, der sich erhob, galt der Gestalt, die schwankend und mit zagen Schritten bis zum Pult ging, ein Sonderling, der geigen wollte! —

Die Musikwelt Roms, die einen Künstler mit Ruhm und Namen hören wollte, war belustigt über die zerbrechliche Erscheinung, die es wagte, vor ihren Ohren den Bogen anzusetzen. Unruhe flackerte im Saal auf; lachend wurde er bewitzelt; spöttisch nahm man seinen Gruß entgegen. Da begann er . . .

Nur ein Zittern war es, wie ein Lufthauch, der zum strömenden Gesang der Wehmut wurde, eine Klage, die in die Herzen drang, aufwühlte und ergriffen machte. Alles Leid, das eine Seele tragen kann, um es befreit in Tönen zu verschwenden, alles Ringen klang in diesen Melodien auf, Not, Schmerz und Pein, wie ein Gebet, das endlich aus der Brust hervorbricht — und wie ein Lobgesang des Dankes in einem Jubilieren endigt, das unter Freudentränen sieghaft weiterschwingt . . .!!

Die Geige schwieg. Genau so dürftig, schlotternd, arm und mager stand der Geiger auf dem Podium. — Nur eine flüchtige Sekunde der Verzauberung war es, die wie ein Bann den Saal gefesselt hielt. Dann aber brach ein Beifall aus, der einer donnernden Lawine gleich den ganzen Saal mit seinem Tosen erfüllte. Man klatschte, trampelte, stieg auf die Stühle, drang vor zu ihm und brüllte seinen Namen.

Zitternd und mit Tränen in den Augen spielte er, von immer neuem Jubel überschüttet. Wer sah noch, daß er häßlich war, daß er mit letzter Kraft den Bogen führte? —

„Paganini!" tobte man und schrie „Dacapo"!

Er wehrte ab. Er taumelte. Er brach zusammen unter ihren Beifallsrufen:

„Dacapo, Paganini!" —

Das große Leben eines Künstlers, den man den Hexenmeister der Violine nannte, nahm in dieser Stunde seinen Anfang. Totenbloß und keuchend lag er da. Man kühlte seine Stirne. Aber als er, langsam zu sich kommend, die Augen aufschlug und der Arzt sich über ihn hinunterbeugen wollte, flüsterte er: „Nichts fehlt mir . . . Gebt mir einen Bissen Brot. Nur einen Bissen Brot . . ."

Man reicht es ihm. Und als er schlingend den Bissen in den Mund stopft, als er sich aufstützt, da erhebt sich auch im Saal der Beifall wieder, der zu einem Jubelschrei der Masse wird, die ergriffen die Augen niederschlägt, als er ein schlichtes Lied wie eine Engelsweise aus seiner Violine schweben läßt.



Lustige Ecke



Vorschlag zur Güte.



„Verkaufe doch die fliegenden Fische, Alfred, und schaffe dir dafür lieber Goldfische an!"

Keine Verkehrsdisziplin.



In V e n e d i g. „Wie oft muß ich es euch sagen, daß ihr nicht auf der Straße spielen sollt?"

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e ; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n , T. z o. p., beide in Bromberg.